

## 201 Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Was aber den Blick vor allem fesselte, war ein riesiger Loisetetisch, so vollgepfropft mit allen Geheimnissen eines Reisetecessärs in Gold, Silber, Eisenbein und Kristall, daß er einer Weihnachtsausstellung gleich. Flaschen, Büchsen, Kämmen, Bürsten, Spiegel lagen da durcheinandergestreut, und Kartons wiesen die Parfümmarken von Coty und Rubin, Seifenetiketten von Houbigant und Pinaud. Fächer lagen dazwischen und Handschuhe, künstliche Blumen und lange, edelsteinbesetzte Nadeln, die Schmetterlingen glichen. Puderquasten und Briefe, deren Umschläge Monogramme in Silber, in Olib, in Rot trugen, häuften sich zwischen Manikuruntensilien und Brennscheren, Schleiern, Gaze, Spizen, Fichus und Armbändern. Der kreisrunde Spiegel, der sich an seinen zwei Balkern leicht über all diesen weiblichen Klitterkram neigte, als wolle er ihn küssen oder streicheln, verdoppelte in seiner Scheibe den Reichtum des wechselvollen Wirrwarrs. Und es war, als sende dieser ganze Luxuskram mit den Spiegelstrahlen einen intimen Atemhauch aus von der unsichtbaren Haut, der er diene.

An der Linkswand war eine Tür. Sie war geschlossen, und Helge konnte nicht erkennen, ob sie zur Seite geschoben oder wie eine gewöhnliche Tür geöffnet werden würde; denn lachsfarbene, seidene Portieren, die trotz der schneidenden Farbe mit der straußengrauen Wandbekleidung des Zimmers harmonierten, verdeckten die Klinke. Und auf diese Tür starrte er nun seit einer Viertelstunde.

Durch diese Tür würde sie kommen. Was für ein wunderbarer Sonntag das gewesen war! Ein ganz gewöhnlicher, nebliger Morgen, mit all dem Stillstand, all der Abgeschlossenheit, die ein Sonntagmorgen in der Großstadt mit sich bringt. Begräbnisse in der Luft, Trauerkleider auf der Straße, Läden vor den Schaufenstern, ernste Mienen, schwere Schritte. Und dann — als er mißmutig und einsam in den steifen Alleen von Lincoln Park umherstrich, war er Fräulein Nilsson, dem Mantelmodell, und den zwei Schwestern Fanchetti begegnet.

Und auf einmal schien die Sonne und der Himmel war blau und an den Zweigen sproßten grüne Blätter und Knospen, und auf den Rabatten blühten Blumen; Schwäne schwammen auf den Teichen, und die Springbrunnen rauschten, als wäre es Sommer. Zwei Stunden lang waren sie miteinander durch den verlassenen Park gewandert, und darauf war es Helge Bendel gewesen, als konnte er Lilly Velgström seit zwei Jahren. Sie waren beide rasch gegangen, als gälte es, zu einer bestimmten Zeit an ein bestimmtes Ziel zu gelangen; und so waren sie beide allein gewesen. Weit hinter sich hörten sie anfangs noch die Rufe der anderen; aber sie waren weiter gegangen und hatten geplaudert, geplaudert, geplaudert. Die anderen blieben zurück, verloren sie aus dem Gesicht. Bendel und die Varietésängerin wußten schließlich nicht mehr, wo sie waren. Am Tierhaus waren sie längst vorüber, und jetzt sahen sie einen Friedhof vor sich mit Hügelchen und Kreuzen und weißen Steinen, die hinter Pappelstämmen hervorschimmerten. Da hatten sie sich auf eine Bank gesetzt.

Verwirrt sah Helge sich in dem Hoteljalon um. War es ein Traum gewesen?

Nein, es war Wirklichkeit.

Und gerade vor sich, als wär es ein Gemälde auf dem grauen Brokat der Wände, sah er die Steinbank, die Säulenstämmen der Pappeln, das Bronzehaar des Mädchens, und einen roten, roten Mund.

Aber das Seltsamste waren doch die Augen. Die Pupillen waren wie Ringe in Ringen, die sich weiteten und zusammenzogen. Er blickte in diese Ringe, und ihm war, als fielen er durch unendliche Räume, große Tiefen und Himmelsweiten. Und auf einmal hatten sie die Arme umeinander geschlungen und sich geküßt — geküßt wie die Ausgehungen, wie Verschmachtende, die nicht genug bekommen konnten und in lang zurückgedrängter Naserei sich jetzt herwarfen über das, was ihnen geboten ward — voller Angst, die Minuten zu vergehen, etwas zu verlieren, auch nur ein Winzigstes dessen

zu versäumen, das sie jetzt, in dieser einen Sekunde, besaßen. Bei der Erinnerung an diese Küsse, die ein einziger langer Kuß gewesen waren, bis es ihm gleich Sternen vor den Augen tanzte, ward Helge blutrot, und in zitternder Erregung erhob er sich vom Divan; ihm war, als fühle er noch jetzt diese bebenden, berauschten Lippen, die sich gegen seine eigenen preßten. — Nein, es war kein Traum gewesen. Aber auch Wirklichkeit war es nicht; etwas Unmögliches lag darin, das sein Inneres mit Furcht und Grauen erfüllte. Was er gewonnen hatte, das würde er binnen wenigen Stunden wieder verlieren.

Und wieder ganz blaß sah Helge sich um in diesem Raum, in dem alles ihn mit einer Sehnsucht erfüllte, die ihm die Tränen in die Augen trieb und in dem der Duft zu ihm redete wie ein Flüstern.

Er zog seine Uhr. Sie wies auf Drei. Und Punkt zehn sollte die Atlantiklokomotive zischend gen Osten dampfen mit diesem schimmernden Traum, eingebettet in einen der Waggon gleich einer Perle zwischen der Watte einer Juwelierstschachtel. Und vorher würden noch fremde — ach! all solch fremde Menschen kommen und reden und Abschied nehmen und Verabredungen treffen. Alles war ja doch ein Chaos. Was wußte und kannte er von ihrem Leben, ihren Gewohnheiten, all den notwendigen Formen, die die Branche erforderte, von der sie lebte. Was sie beide, ihn und sie, zusammengeführt hatte, das war die Heimat; wie eine Schutzgöttin hatte hier der Zufall gespielt. Von allem zu Hause hatten sie geredet; hatten sich gegenseitig alle Erinnerungen, Bilder und Erlebnisse aus der frühesten Kindheit zu Füßen gelegt, und Helge war zuletzt so ganz und gar aufgegangen in seiner Erzählung, daß er ihr sein Leben vorgelesen hatte wie aus einem Buch. Es war mehr als ein Erzählen; angestachelt von ihrem Schweigen und ihren leuchtenden Augen hatte er ihr sogar seine Träume, all seine stillen Soffnungen und unausgesprochenen Gefühle gegeben; hatte sich weggedichtet aus dem Erdemilieu und sich erhoben in Volkengebilde, — einen Fernblick in den Augen und Wärme in der Stimme — um zuletzt, ganz blaß unter der Spannung der eigenen Worte und Wiedergabe — zu verstummen, wie in einem tiefen Atemholen nach dem endlich erklommenen Gipfel einer Bergwanderung. Und da hatte sie ihn geküßt.

Aber von sich selbst und dem Leben in Amerika hatte sie bloß in wenigen andeutenden Zügen gesprochen. Aufs neue waren sie, diesmal lozuzufagen Hand in Hand, zurückgewandert in das Erinnerungsleben der Heimatwelt. Sie fragten, sie verglichen, sie forschten, sie vervollkommneten ihre Jugend- und Entwicklungsjahre. Er schilderte seine Stadt, baute sie vor ihren Augen auf, malte sie, belebte sie, als wäre sie eine Miniaturmosaik, die in einer Kiste verwahrt und behütet worden war. Auch sie ward mitgerissen von dieser Stimmung, und mit leuchtenden, ab und zu verschleierten Augen und einem seltsamen Behmutzlächeln erzählte sie von den Sommertagen auf dem alten Gut, das ihres Vaters Ruin gewesen war. Es war, als suchten sie sich beide mit den Stimmen — halb erstaunt und halb erschrocken. Nach dem gewaltigen Ausbruch, der ganz impulsiv gekommen war, suchten sie nach geheimen Gliedern, die — ihnen unbewußt — ihre Schicksale ineinander verflochten hatten, ehe sie sich gegenseitig noch ahnten.

— Es ist nicht wahr . . . es ist unmöglich . . . murmelte Bendel und rang die Hände. Er fühlte, wie er vor der Wirklichkeit zurückwich.

Und mit der Uebertreibung des Unerfahrenen dachte er: — Wenn sie fort ist, ist alles aus. Ich werde wahn-sinnig . . .

Er sah vor sich das Kontorlokal, wie ein unheimliches Gefängnis, in dem die Kollegen umherglitten gleich Schattengespenstern und die Vorgesetzten waren wie Henkersknechte. Eine wunderliche Zusammenstellung war es — sich vorzustellen, daß dies selbe Gebäude beides enthielt — Paradies und Unterwelt.

Es knackte an der Bancelltür; und Helge verspürte ein Nieseln über den ganzen Körper, als ob eine warme Strahlendusche über ihn niederginge. Er vergaß die kurze, schwindende Zeit, und alle Gedanken, die noch eben gleich gärenden

Blasen vor seinen Augen aufgestiegen waren, zerplakten vor dem einen, einzigen, der noch immer ihn voll umschwebte in Farbenspiel und Herrlichkeit: Sie ist da!

Lilly Fanchetti schob die Tür zum Zimmer der Schwestern beiseite, glitt einen Schritt vorwärts und schloß, ohne sich umzuwenden, lautlos hinter sich zu. Ein kaum hörbares Knacken zeigte an, daß die Tür wieder ins Schloß gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

## Wallace als Soziolog.

Als der „große alte Mann der Wissenschaft“, wie ihn seine Landsleute liebevoll zu nennen pflegten, erdrückt von der Last seiner neunzig Jahre, ins Grab stieg, da schickten Hunderte englischer Arbeiter Beileidschreiben an die Familie des Verstorbenen, um ihrer tief gefühlten Trauer Ausdruck zu verleihen. Denn mit Wallace schied nicht nur ein großer Wissenschaftler dahin, sondern auch ein echter Volksmann, der seine großen Gaben und seinen unerschrockenen Mut in den Dienst der Volkssache stellte. Die englische Bourgeoisie hat diesen Wallace zwar nie verstanden oder gewürdigt. Wo sie ihn nicht durch Zurücksetzung verletzen konnte, setzte sie sich über seine erbarmungslose Kritik des ganzen kapitalistischen Gesellschaftssystems mit der Ausrede hinweg, daß Wallace' Sozialismus nur eine Schurke des alten Mannes sei. Neugierig verfuhr sie ja auch mit unserem William Morris, dem sie das Genie mit dem besten Willen nicht absprechen konnte.

Aber Wallace' soziale Ideen waren alles andere denn Einfälle eines alten Mannes, dessen Lebenswerk vollbracht ist. Von früherer Jugend an beschäftigte sich sein lebhafter Geist mit sozialrevolutionären Ideen. In London, wo er bei einem Baumeister in Arbeit stand, besuchte er die Vorträge, die Owen in der „Hall of Science“ hielt. Als junger Landmesser durchstrich er mit seinem älteren Bruder, einem philosophischen Kopfe, die Grafschaften Englands, wo beide Landmessungen vornahm. Ihr Veruf brachte sie häufig mit der von den englischen Junkern in großem Maßstabe betriebenen Expropriation des Gemeinlandes in Verbindung. Unter dem heuchlerischen Vorwand, das Land der Kultur zuzuführen, wurden die Dorfbewohner durch Parlamentsbeschlüsse des Landes beraubt, von dem sie ihr Brennholz bezogen, auf dem sie ihr Vieh weiden konnten. Das Land wurde entvölkert; die Bewohner wurden in die Städte, in die Fabriken getrieben. Diese Vorgänge machten auf den jungen Wallace einen tiefen Eindruck, und es ist ganz natürlich, daß sich sein Geist auf sozialem Gebiete zunächst der Landfrage zuwandte. In den siebziger und achtziger Jahren beschäftigte er sich viel mit diesem Gegenstand. Das Resultat seines Nachdenkens war eine Broschüre: „Die Verstaatlichung des Landes, ihre Notwendigkeit und ihr Zweck.“ Dies war die erste seiner sozialpolitischen Schriften. Mit seiner Unterstützung wurde dann die Gesellschaft zur Verstaatlichung des Landes gegründet, deren Vorsitzender er wurde und bis an sein Lebensende blieb.

Doch dieser unermüdete, nach Erkenntnis und Wahrheit strebende Geist konnte nicht lange auf halbem Wege stehen bleiben. Im Jahre 1880 bekannte er sich öffentlich als Sozialist, „und seit der Zeit“, so schreibt er, „bin ich stets ein absolut überzeugter Sozialist gewesen“. Er definierte den Sozialismus als die Organisation der Arbeit aller zum gleichmäßigen Nutzen aller. „Jedermann hat die Pflicht, für das Wohl der Allgemeinheit zu arbeiten, und das Recht, die so erzeugten Vorteile wie auch die von der Natur geschaffenen in gleichem Anteil zu genießen.“ Wallace kam zum Sozialismus nicht durch das Studium der großen sozialistischen Gesellschaftskritiker. Was ihn auf diese Bahn führte, war die Lektüre des Romans von Bellamy. Nicht daß ihn dieses Buch mit einem Schlag erleuchtet hätte; es regte vielmehr Gedanken in ihm an, die ihn die Konsequenzen seiner Auslegung des von ihm und Darwin gemeinschaftlich entdeckten Entwicklungsgesetzes ziehen ließen.

Es gibt heute noch Schriftsteller, die allen Ernstes das bestehende Gesellschaftssystem mit dem Hinweis auf die woblthuende Wirkung der natürlichen Auslese zu verteidigen suchen. Das ganze Argument läuft darauf hinaus, daß man der Natur nicht ins Handwerk pfuschen darf. Es ist die wissenschaftlich klingende Uebersetzung der irden englischen Redensart: „Jeder für sich und der Teufel hole den Leuten.“ Alle Pflege der Alten und Schwachen, alle Sozialpolitik ist nach dieser Ansicht verwerflich. Wallace hatte keine Geduld mit dieser Art Pseudowissenschaftler. In einem seiner letzten Werke nennt er sie kraße Ignoranten, die nicht wissen, wovon sie reden. Hatte er doch schon im Jahre 1864 in der „Anthropological Review“ unter dem Beifall Darwins und Spencers dargelegt, daß das Gesetz der natürlichen Auslese, nach dem in der Tier- und Pflanzenwelt nur die Tauglichsten am Leben bleiben, nicht in diesem Sinne auf die Menschen anwendbar sei; sein Wirken sei in einer sehr frühen Zeit der Geschichte der Menschheit von der körperlichen Struktur auf den Geist übergegangen. In seinem in diesem Jahre veröffentlichten Werke: „Soziale Umgebung und sittlicher Fortschritt“ schreibt er dazu:

„In dem Augenblick, da die erste Haut als Bedeckung benutzt wurde, da der erste rohe Spieß verfertigt wurde, um dem Menschen bei der Jagd zu helfen, da er das Feuer zum erstenmal zum Kochen seiner Nahrung verwandte, da er den ersten Samen säte und das erste Reis pflanzte, vollzog sich in der Natur eine großartige Revolution, eine Revolution, die in allen vorhergehenden Perioden der Erdgeschichte keine Parallele hat. Ein Wesen war entstanden, das nicht mehr der körperlichen Veränderung mit dem Wechsel der physischen Welt unterworfen war — ein Wesen, das in gewissem Grade über der Natur stand, da es wußte, wie es ihre Tätigkeiten beherrschen und regeln und sich mit ihr in Uebereinstimmung halten konnte, und zwar nicht durch irgendeine Veränderung seines Körpers, sondern mittels der ungeheuren Ueberlegenheit seines Geistes.“

Noch heftiger als diese Leute, die in den letzten fünfzig Jahren geschlafen zu haben scheinen, greift er die Eugeniker an, die das Menschengeschlecht durch künstliche Zuchtwahl berebeln wollen. In dem angeführten Werke heißt es von ihnen: „Die Natur oder der Universalgeist hat unsere Welt nicht so vollständig verpfuscht, daß es der schwachen und unwissenden Bestrebungen der Eugeniker bedarf, um alles wieder gut zu machen, indem man die großen Grundursachen aller bestehenden sozialen Uebel unangetastet läßt.“ Und zu den Forderungen der Eugeniker, daß die Gesetzgebung im Sinne der Massenveredelung wirken soll, meint er, daß man einer Regierung, die untätig mit ansieht, wie auf der einen Seite die Wenigen dem größten Luxus und der größten Verschwendung huldigen, während auf der anderen Seite die Masse des Volkes im Elend dahinsiebt und Tausende der Frauen und Mädchen in die Prostitution getrieben werden, nicht erlauben kann, sich mit den Problemen der Heirat und des Familienlebens zu befassen.

Das Werk „Soziale Umgebung und sittlicher Fortschritt“ erschien erst im März dieses Jahres. Hier hat der Naturforscher Wallace seine theoretischen Ansichten über die Entwicklung des Menschengeschlechts in zusammenhängender Weise niedergelegt. Er zeigt, daß die Menschen in der ganzen geschichtlichen Zeit weder in geistiger noch ethischer Beziehung einen Fortschritt gemacht haben. „Die große Mehrheit der Gebildeten“, so schreibt er, „ist der Ansicht, daß unsere wunderbaren Entdeckungen und Erfindungen in jedem Fache der Kunst und der Wissenschaft beweisen, daß wir wirklich mehr Bestand besitzen und weiser sind als die Menschen vergangener Zeiten, daß unsere geistigen Fähigkeiten zugenommen haben. Aber diese Anschauung ist gänzlich unbegründet. Wir sind die Erben des ausgesprochenen Wissens aller Zeitalter, und es ist sehr wohl möglich — es ist selbst wahrscheinlich, daß die ersten Schritte zur Ansammlung dieses gewaltigen geistigen Schatzes mehr Gedankenarbeit und ein höheres geistiges Vermögen beanspruchten, als irgendwelche, die zu unserer eigenen Zeit getan wurden.“ Das geistige und sittliche Wesen des Menschen hat in geschichtlichen Zeiten keine Veränderung erfahren. Es ist auch, wie Spencer gezeigt hat, in den verschiedenen Klassen nicht verschieden. Wohl kann es durch Erziehung und gute Einflüsse bei den einzelnen Veränderungen erfahren, aber diese Veränderungen vererben sich nicht, wie Weismann schlagend bewiesen hat. Wäre dem nicht so, dann wäre der Mensch längst infolge der Greuelthaten, Laster und Kriege der Vergangenheit entartet. Die „menschliche Natur“ ist heute noch das, was sie zur Zeit der Wildheit war, als der Mensch die Hilfsbereitschaft, die Gastfreundschaft als eine heilige Pflicht ansah. Wenn die Verteidiger des Bestehenden die kapitalistische Gesellschaftsordnung mit dem Hinweis auf die „menschliche Natur“ verteidigen, die die Menschen bestimme, sich einander zu zerfleischen wie die wilden Tiere, so wissen sie eben nicht, wovon sie reden.

Dem weiteren geistigen und sittlichen Aufstieg der Menschheit setzt nun die bestehende Gesellschaftsordnung eine unübersteigliche Schranke. Deshalb hinweg mit ihr. Schaffen wir die wir nicht wie die Tiere und Pflanzen dem Walten der Natur gänzlich unterworfen sind, die wir der Natur die Wege vorschreiben können, Verhältnisse, in denen das auf die geistige Sphäre übertragene Gesetz der Auslese wieder ungehindert zur Geltung kommen kann. Und hier vereinigt sich der warmfühlende Mensch Wallace mit dem Naturforscher zu einem machtvollen Angriff auf die bestehende Gesellschaftsordnung. Er zeigt die ganze Unsitlichkeit der Gesellschaft, wie sie zum Ausdruck kommt in der ungerechten Verteilung der gesellschaftlichen Produkte, in der systematischen Verfälschung der Lebensmittel, in den Unfällen in den Bergwerken und den Vergiftungen der Arbeiter, die sich verhüten lassen, in den jämmerlichen Wohnungsverhältnissen, der ungeheuren Sterblichkeit unter den Kindern, in den Bestechungen, in dem Hazardspiel an den Börsen, dem Schwindel, der (nur von den Reichen) käuflichen Justiz, in der zunehmenden sittlichen Entartung, in der Zunahme der Selbstmorde, in den Orgien der Besitzenden und dem Wahnsinn der Nützligen. In auffallendem Druck hebt er auf Seite 163 hervor: „Wenn man alle diese verschiedenen Gruppen unangeordneter Tatsachen, von denen viele so ungeheuer, so schrecklich sind, daß man sie nicht übertreiben kann, ins Auge faßt, so ist es nicht zu viel, wenn man sagt, daß unser ganzes Gesellschaftssystem von oben bis unten verrotten ist und daß die soziale Umgebung als Ganzes in bezug auf das, was uns möglich ist und was wir fordern, die schlechteste ist, die die Welt je gesehen.“

Wie kann nun der „auswählende“ oder „absondernde“ Faktor

# Der Streikbrecher.

Von Edgar Hahnwald.

in der menschlichen Gesellschaft wieder zur Geltung gelangen? Wallace findet die Lösung des Problems in der geschlechtlichen Zuchtwahl. Darwin nahm zwei Arten der Auslese an: die Auslese, wie sie im Kampfe ums Dasein zum Ausdruck kommt, und die geschlechtliche Auslese. Unter der geschlechtlichen Auslese verstand er nicht nur den Kampf der Männchen und der Weibchen, sondern auch die Bevorzugung der mit schillernden Farben und anderem Schmuck versehenen Männchen durch die Weibchen. Wallace verwarf diesen letzten Teil der Theorie, da er nicht einsehen konnte, wie man z. B. bei Vögeln und Insekten ästhetische Neigungen voraussehen könne. Aber diese geschlechtliche Auslese wird in dem künftigen Aufstieg der Menschheit die wichtigste Rolle spielen. Die Frau wird die Erneuerin der menschlichen Gesellschaft sein. Sind einmal die Ketten des kapitalistischen Systems gebrochen, hat die Frau ihre politische und soziale Gleichberechtigung erlangt, kann sie frei unter den Männern wählen, so werden die minderwertigen Elemente von der Reproduktion der Rasse ganz natürlich ausgeschaltet werden, und alle Umstände werden sich in der regenerierten Gesellschaft miteinander verbinden, um den geistigen und sittlichen Aufstieg der Menschheit zu beschleunigen. Die Tatsache z. B., daß (in den europäischen Ländern) die Zahl der Frauen die der Männer übersteigt, beruht nicht auf einem Naturgesetz. In Wirklichkeit werden mehr männliche Kinder als weibliche geboren. Doch die Unfälle, denen die Männer heute mehr ausgesetzt sind als die Frauen, und die größere männliche Auswanderung bewirken, daß bei uns die Frauen beständig der Zahl nach überwiegen. In einer Gesellschaft, der das Leben jedes Bürgers heilig ist, werden die Männer in der Mehrheit sein, die Zahl der heiratenden Frauen wird auch abnehmen und die Mütter des Geschlechts werden sich die Männer nach ihren sittlichen, geistigen und körperlichen Vorzügen frei wählen können. Eine Ueberbevölkerung ist nicht zu befürchten. Eine Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Freiheit des Weibes und einer vernünftigen Erziehung wird sein, daß das Heiratsalter hinaufgeschoben wird. Dadurch allein, wie auch durch die verringerte Fruchtbarkeit, die die größere geistige Betätigung mit sich bringt, wird die Zunahme der Bevölkerung verlangsamt.

Heber die Art und Weise, wie die bestehenden unsittlichen Gesellschaftszustände aus der Welt zu schaffen sind, läßt sich Wallace in diesem Werke nicht deutlich aus. Er holte das in einem anderen Buche nach, das kurz vor seinem Tode erschien und den Titel trägt: „Die Revolte der Demokratie“. Schon in seinem Werke „Das wunderbare Jahrhundert“, das im Jahre 1908 erschien, hatte er in dem Anhang „Das Heilmittel der Welt inmitten des Reichthums“ einen konkreten Vorschlag gemacht. Er forderte dort „freies Brot“ für alle, und zwar nicht als eine mildtätige Gabe, nicht als Armenunterstützung, sondern als rechtmäßigen Anspruch aller an die Gesellschaft, die es vernachlässigt hat, sich so zu organisieren, daß alle, die gearbeitet haben und arbeitswillig oder arbeitsunfähig sind, wenigstens Nahrung zum Leben haben. Dies ist ihm jedoch nur ein Palliativmittel.

In dem letzten Werke äußert er sich bestimmter zu der Umgestaltung der Gesellschaft. Die Regierung muß ein muster-gültiger Arbeitgeber werden, so daß dadurch Löhne und Arbeitsverhältnisse im ganzen Lande günstig beeinflusst werden. Den Staatsarbeitern müssen möglichst hohe Mindestlöhne und Pensionen zugesichert werden. Auch muß die Regierung danach sehen, daß das Heer der Arbeiter, das sie zur Erzeugung von Versorgungsmiteln beschäftigt, in mehr als einem Fache geskult wird, damit nicht, wenn das Wehrkräften aufhört, ein neues Problem der Arbeitslosigkeit entsteht. Die Arbeiter sind besonders in der Landwirtschaft zu unterrichten. Wallace verlangt, daß der Staat Güter ankaufen und die Erbschafts- und Landsteuern in Gestalt von Grund und Boden in Bezahlung nehmen soll. Der Staat soll alle seine Bedürfnisse selbst produzieren. Die Arbeitslosen sind auf dem nationalen Lande anzusiedeln; ihren Kolonien ist anfänglich jede finanzielle Unterstützung aus allgemeinen Mitteln zu gewähren. Die Bildung derartiger Kolonien soll entweder die Sache des Staates, der Gemeinde, der Gewerkschaften oder der Genossenschaften sein. Alle Steuern müssen von den Reichsten erhoben werden; denn „sowohl die Gerechtigkeit wie die Menschlichkeit führen uns zur Einsicht, daß denjenigen, die in schwerer und lebenslänglicher Arbeit den ganzen nationalen Reichtum geschaffen haben und noch schaffen, nicht der kleine Teil von jenem Reichtum, den sie behalten dürfen und der kaum zur Erhaltung des Lebens ausreicht, besteuert werden darf.“ So ließe sich unter dem Druck der Arbeiterschaft die neue Gesellschaft, die neue genossenschaftliche Produktion organisieren, die die Löhne bald verdoppeln und mehr als verdoppeln würde, während heute der Arbeiter nur durch das kostspielige und langsam wirkende Mittel des Streiks eine Lohnerhöhung erzielen kann.

In der Revolte der Arbeiterdemokratie, die er am späten Abend seines reichen Lebens noch miterlebte, sah Wallace das Morgenrot des kommenden Tages, den er ungeduldig erwartete. Frisch ruft der neunzigjährige Greis am Ende seines letzten Werkes sein Volk zum Kampfe auf: „Deshalb kein weiterer Kompromiß, kein Reden mehr. Eine Regierung, die den Hunger in diesem Lande des überflüssigen Reichtums nicht abschaffen will, muß davongetrieben werden. Die Streikkräfte der Arbeiterschaft, wenn sie sich in Bezug auf diese elementare Forderung einig sind, müssen und werden erfolgreich sein.“ kn.

Fusar Schneider stand wartend am Fenster der Mannschaftsstube und sah nach dem Offizierskasino hinauf, vor dem ein Bursche ein Pferd auf und ab führte.

Jetzt kam da oben der Rittmeister die Freitreppe herab. Der Offizier winkte dem Burschen, stieg aufs Pferd und ritt der Schwadron nach, die schon vor einer Viertelstunde ausgerückt war.

Schneider sah dem Reiter nach, bis er um die Ecke verschwunden war. Nun machte auch er sich auf den Weg. Er hatte es nicht gerade eilig. Nur dem Rittmeister durfte er nicht in den Weg laufen. Das hatte ihm der Wachtmeister deutlich genug zu verstehen gegeben.

Der Rittmeister schien also nichts davon zu wissen, daß ihn der Alte für einige Tage zum Malermeister Hildebrand schickte, weil der jetzt viel zu tun hatte und nicht genug Leute bekommen konnte. Der Alte machte das auf eigene Faust. Denn, daß dabei nicht alles in Ordnung war, das hatte er aus den Redensarten herausgehört, die der Alte darum machte.

Na — ihm konnte das ja egal sein. Das war nicht die einzige Schiebung, die hier gemacht wurde. Und die schlimmste auch nicht. Was ging das ihn an! Er verdiente sich ein paar Groschen dabei. Drei Mark jeden Tag! Da wurde mal richtig flott gelebt!

Und wenn das Dummelchen zu Ende war, konnte er obendrein ein paar Tage Urlaub eingeben. Die waren ihm sicher. Schon wegen der Küchenmöbel, die er dem Alten ausludert hatte.

Als Schneider in die Werkstatt Hildebrands trat, plagten sich der Meister und ein alter, verwitterter Arbeiter mit einem Faß Schlemmkreide ab, um es auf den Wagen zu laden, mit dem der Arbeiter dann davon fuhr.

Der Meister war froh, daß der Soldat kam. Er zeigte ihm, was es für ihn zu tun gab. Da standen Möbel und Firmenschilder umher, Werkstattarbeit. Schneider hätte lieber mit auf dem Neubau gearbeitet, aber das ließ sich natürlich nicht machen.

Dann ging auch der Meister. Schneider arbeitete gemächlich vor sich hin. Er fühlte sich gleich wieder heimlich zwischen den Firnisfässern und Farbkisten, und den herzhafsten Lack- und Terpentin-geruch, mit dem jedes Stück in der Werkstatt getränkt war, atmete er geradezu mit Wohlbehagen. Auch die Arbeit machte ihm Vergnügen. Es war ihm, als sei er nie aus dem Verise raus gewesen. Ja — was man gelernt hatte . . .

Den Meister sah er nur mittags einige Augenblicke, der schien flott mitzuarbeiten. Und von den Gehilfen bekam er keinen zu sehen, aber die arbeiteten eben auf dem Bau.

Mittags aß er im Birtshaus. Das konnte er sich jetzt leisten. Auf das Kafenernutter pfiß er. Und von den drei Mark, die ihm der Meister am Abend auf den Arbeitstisch legte, brachte er nicht viel heim. Aber darauf kam es ja nicht an.

Am zweiten Tage arbeitete Schneider wieder allein. Als es Mittag lautete, erinnerte er sich froh an das Schild, das gestern in der Gaststube des „Frohen Fusaren“ gehangen hatte. „Morgen Schlachtfest!“ stand da über einem rosafarbigem, weinenden Schwein. Also gab's heute Schweinefleisch und Sauerkraut. Das war Sache! Schon bei dem Gedanken daran stand ihm das Wasser auf der Zunge.

Seinetwegen konnte das Dummelchen hier vierzehn Tage dauern. Ihm war's recht.

Als er zurückkam, wirtschaftete der Arbeiter in der Werkstatt herum. Man sah es dem alten Kracher an, daß er seine acht Kinder großgefüttert hatte. Das Leben hatte ihn derb an den Haaren gezaust, die nun grau und spärlich um den mageren Kopf hingen.

Der Alte mühte sich mit seinen faltigen Händen ab, den Dedel einer Farbkiste loszuwuchten. „Warten Sie!“ sagte Schneider und half ihm.

„Hildebrand hat wohl tüchtig zu tun jetzt?“ fragte er und riß den losgestemmen Dedel aus den knarrenden Rägeln.

„Ach — wir haben schon mehr zu tun gehabt,“ sagte der Alte griesgrämig, „aber die Gehilfen ham ja am Sonnabend alle Feierabend gemacht. Deswegen sind Sie ja hier.“ Er sah dem Soldaten argwöhnisch in das frische Gesicht.

„Feierabend gemacht!“ Schneider hielt überrascht inne. „Ja, warum denn?“

„Ja nu — so, Sie wissen noch gar nicht davon? Nu, ich kann Ihnen schon sagen . . . Sie haben ja wohl noch Ihr Verbandsbuch daheim liegen. Meinetwegen auch nich. Mir kann das egal sein. Bloß, daß Sie's wissen: die Bude ist gesperrt. Der Hildebrand wollte nicht vom Tarif wissen. 's gab tüchtigen Krach auf dem Bau deswegen. Nu, und schließlich haben alle drei Gehilfen den Kram hingeschmissen.“

„Na, und Sie?“ fragte Schneider erregt.

„Ach? Du lieber Gott! Was soll ich denn dabei? Ich mache ja bloß den Warrthelfer hier. Nu, und denken Sie, ich krieg' mit meinen dreißig Jahren noch Arbeit, wenn ich hier gehe? Im Verband bin ich nicht, das gab's zu meiner Zeit noch nich. — Und jetzt müßt mir das nicht mehr. Oder denken Sie, ich alter Knax habe Lust, auf der Straße rumzulaufen und zu streifen? Ree, nee, das ist was für's junge Volk. Die mögen's machen, wenn sie denken, daß es hilft. Mich geht das nicht mehr an.“

Der Alte war gekränkt. Jetzt wollte ihn wohl gar der Soldat mit dem Verbands plagen!

„Sie können ja streifen, wenn Sie Lust ham!“ sagte er verdrossen.

Er tappete mit seinen Farbensüchsen davon, ohne zu grüßen.

Schneider achtete gar nicht darauf. Er stand wie verdonnert und guckte das Firmenschild an, an dem er gearbeitet hatte.

Das war ja eine schöne Schweinerei! Er machte also Streifarbeits. Donnerwetter, wenn ihm das draußen jemand zugemutet hätte! Den hätte er . . . Und hier wurde er einfach dazu kommandiert und er mußte das Maul halten. Ja, er mußte es noch für eine Günst nehmen.

Schneider setzte sich auf eine Kiste und überlegte. Was sollte er machen? Die Pinferei da war ihm jetzt von Grund aus zuwider. Aber er konnte doch nicht zum Wachtmeister gehen und ihm sagen, daß er keine Streifarbeits machen wollte. Der würde ihn ja umgefähr aufhängen!

Der Alte machte da freilich etwas, wozu er kein Recht hatte, wobei er sich selbst die Finger verbrennen konnte. Er konnte sich beim Wachtmeister zum Rapport melden, dann lag der Alte drin . . . und er mit! Der Wachtmeister würde bestraft werden, aber für ihn würde die letzte gute Stunde auch geschlagen haben. Und der Alte hatte fast noch anderthalb Jahre Zeit, ihm das heinzuzahlen. Na, da würde er sich ja eine Suppe eimbreden.

Himmel Donnerwetter — hier blieb ihm nichts anderes übrig, als sich damit zu trösten, daß er nichts daran ändern konnte, wenn sie ihn zum Streifbrecher machten.

Er machte sich widertwillig an die Arbeit. Der Nachmittag wollte kein Ende nehmen. Und als am Abend endlich der Malermeister kam, hätte er diesem vermuteten Krauter am liebsten zugeschrien, daß er sich seine Streifbrecher sonstwo suchen solle. Herrgott, was dieser Mensch für ein Vaterunsergesicht hatte! Wie er von der Seite guckte, wieviel hier fertig geworden war. Ja, warte nur, diese Streifarbeits sollst Du mit drei Mark noch zu teuer bezahlen! Du holst Dir keinen Soldaten wieder.

Sonst was hätte Schneider drum gegeben, hätte er dem Krauter die drei Mark vor die Füße schmelzen können, die er ihm auf den Tisch zahlte.

Am anderen Morgen sah Schneider vom Fenster der Stube aus der Schwadron nach, die zum Felddienst ausrückte. Er suchte sein Pferd . . . da ging die Duchecke weich und wiegend wie immer. Wenn er jetzt mit hinausreiten könnte —, das wäre schöner, als bei dem Krauter da drinnen den Kauderwelsch zu machen.

Einfach nicht wieder hingehen —, das wäre das Gescheiteste! dachte er. Dann machte er sich nichtmutig auf den Weg.

Man sollte den Krauter einfach sitzen lassen. Der Gedanke kam ihm auf dem Wege wieder.

Und rasch entschlossen bog er in die Gasse ein, in der ein Blecherner Weiter über der Tür des „Großen Husaren“ trompetete.

Schneider setzte sich in einen Winkel der Gaststube und überdachte die Sache noch einmal. Und je öfter ihm die Kellnerin das leergetrunkene Glas frisch gefüllt zurückbrachte, desto selbstverständlicher schien es ihm: einfach nicht mehr hingehen! Zu Mittag konnte er sich ja beim Alten zum Dienst melden.

Der kleine Zeiger an der Uhr über dem Büfett rückte langsam von der Elf nach der Zwölf — Schneider sah immer noch in der Ecke. Jetzt dachte er schon gar nicht mehr an den Hildebrand und seine Streifarbeits.

Die Kellnerin sah bei ihm, sie blätterte in den alten Bigblättern herum und trällerte die Melodie mit, die das ausgezogene Grammophon spielte.

Da klang helles Trompetengeschmetter durch das Grammophonfenster, es kam näher und näher und kirkte an die Scheiben. Schneider sprang auf, sah durch die dünnen Gordinen — richtig, das war die vierte Schwadron, die da oben am Ausgang der Gasse vorbeitritt. Nun packte ihn eine pochende Unruhe. Er warf Geld auf den Tisch und lief eilig davon, das Gewirr der kleinen Gassen nützend, um die Kaserne noch vor der Schwadron zu erreichen.

Die Schwadron ritt trappelnd durch die Straßen. Die staubigen Gesichter der Soldaten sahen lachend den Mädchen nach, die sich, von den dreisten Zurufen der Soldaten gejagt, rasch an der Schwadron vorbeidrückten.

Der Wachtmeister fuhr heute nicht schimpfend dazwischen. Er ritt allein hinter der Schwadron her, und aus seinem Gesicht guckte ein Aerger, der nichts mit den Soldaten da vorn zu tun hatte. Aber vorher hatte ihn Meister Hildebrand auf der Straße angerufen. Von dem hatte er erfahren, daß Schneider heute nicht gekommen.

Was war denn da los! Was hatte denn der Schneider für einen Grund, nicht dort hinzugehen? Jetzt fing der wohl auch an, ein Fechtchen zu werden? Wenn die Kerls die halbe Dienstzeit hinter sich hatten, ging's auf einmal nicht mehr. Dann wurden sie störrisch.

Der Wachtmeister musterte die Soldaten vor sich mit einem verärgerten Blick.

Von den meisten erwartete man nichts Besseres. Aber der Schneider — fing der nun auch an? Dem hätte er mehr Verstand zusetzen. Aber so konnte man sich täuschen. Da hatte er nun dem Kerl alle möglichen Bummelchen gegeben, hatte ihn auf Urlaub fahren lassen. Nun hatte er ihn wieder zu dem Hildebrand geschickt. Dort

konnte er sich ein paar Mark verdienen — nein, da kummelte der Wengel sonstwo rum!

Der Wachtmeister trieb mit einem ärgerlichen Sporenhieb sein trottelndes Pferd an.

Was bloß der Hildebrand denken mochte! Der hatte sich wahrhaftig erkenntlich gezeigt. . . . Da war manche Fische, die der Kerl bezahlte hatte. Der hätte sich auch in Zukunft nicht lumpen lassen. Und da blamierte ihn dieser Kerl so! Was trieb den dazu, dort fortzulaufen? Wenn der etwa dachte, sich alles erdreisten zu dürfen . . . dem wollte er die Muden beizeiten austreiben. Viel zu gut war er gewesen . . . viel zu gut! Ganz anders würde er dem jetzt kommen!

Aber da fiel ihm ein, daß er dem Schneider nicht einmal viel anhaben durfte, der hatte ihn ja in der Hand! Verdammte . . . der Kerl war imstande und meldete sich beim Wachtmeister, wenn er ihn jetzt zu scharf ansah! Dem traute er jetzt alles zu.

Na — da gab's ja auch noch andere Mittel, um den zu kriegen. Ganz andere Mittel . . .

Dem Wachtmeister ließ diese Geschichte keine Ruhe. Raum war das letzte Pferd im Stall, da stieg er auch schon die Treppen zu den Mannschaftsstuben hinauf.

Schneider war darauf gefaßt gewesen. Als der Wachtmeister die Tür aufriß, sah er ruhig am Tisch und malte einen Pferdennamen auf eine der Tafeln, wie sie an den Ständen im Stall hingen. Doch man sah's ihm an, daß das eine geheuchelte Ruhe war.

„Herrgott, was sag ich dem Alten nur!“ Der Gedanke kreiselte bligischnell in seinem Kopfe herum, als er jetzt das wütende Gesicht des Wachtmeisters sah. Aber nicht eine einzige Ausrede fiel ihm ein. Und so mußte er nichts Besseres zu tun, als auf die Frage, warum er nicht zu Hildebrand gegangen sei, rattsos zu schweigen.

Das bestätigte den Verdacht des Wachtmeisters.

Schneider wartete auf eine wütende Schimpferei, doch der Wachtmeister blieb merkwürdig ruhig.

„So — jetzt fängst Du also auch an!“ sagte er kalt. „Sieh mal an — so lernt man Dich kennen! Nun, wir können ja auch anders zusammen reden. Wie Du willst!“

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Aus der Chemie.

Wie man Weißbrot frisch erhält. J. A. Kay, der sich seit einiger Zeit mit Untersuchungen über das Altbackenwerden des Brotes beschäftigt und unlängst ein Verfahren angegeben hatte, die Brotkrume frisch zu erhalten, tritt in der „Zeitschrift für Elektrochemie“ mit einer neuen, zum wenigsten ebenso wichtigen Mitteilung hervor: seine Untersuchungen über das Weichwerden der Kruste von Weißbrot, das mit Milchzucker gebacken ist, haben zu einem Verfahren geführt, diese Kruste frisch zu erhalten. Durch die Kunst des Bäckers läßt sich das Weichwerden der Kruste nicht verhindern, denn die Ursache dieser Erscheinung liegt, wie die „Naturwissenschaften“ nach der Arbeit von Kay berichten, in dem Unterschiede der Wasserdampfspannung von Krume und Kruste. Während die Krume fast die gleiche Dampfspannung besitzt wie reines Wasser (bis 100 Prozent), hat die Kruste durch das starke Austrocknen im Backofen eine außerordentlich kleine Dampfspannung (etwa 16 Proz.). Beim Aufbewahren geht daher solange Wasser aus der Krume in die Kruste über, bis Gleichgewicht eintritt. Die Veränderung der Konsistenz der Krume ist also die Folge einer Wasseraufnahme und diese erfolgt natürlich noch schneller, wenn die Backware nicht unter Luftabschluß, sondern der feuchten Luft ausgesetzt, aufbewahrt wird. Die Erscheinung ist als Quellvorgang aufzufassen, bei dem sich Wasser zwischen die kleinsten Teilchen der Kruste einlagert.

Diese Veränderungen hat Kay an der Kruste eines frischen Brotes, die abgeschabt wurde, untersucht. Es zeigte sich dabei, daß die Kruste knusperig bleibt, solange sie nicht mehr als 18 Grad Wasser enthält; sie wird weich, sobald sie Gelegenheit hat, mehr Wasser aufzunehmen. Die Kruste bleibt beliebig lange knusperig in einem Raum, dessen Feuchtigkeit 85 Proz. oder weniger beträgt. Das Ergebnis der Kay'schen Untersuchungen ist, daß man die Kruste frisch erhalten kann, indem man das Brot in getrockneter Luft aufbewahrt, wobei man freilich mit der Austrocknung nicht zu weit gehen darf, damit nicht auch die Krume austrocknet. Von dem Feuchtigkeitsgehalt, der 85 Proz. entspricht, darf man sich nicht zu weit entfernen. Bei Feuchtigkeiten von 75 bis 80 Proz. Spannung konnte Kay die Brotkruste nach 14 Stunden vollkommen frisch und knusperig seinen Aufbewahrungsapparaten entnehmen. Kay wird seine interessanten Versuche nun auch auf billigere Brotforten ausdehnen.